

(Nachdruck verboten.)

45]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Eines Sonntagvormittags ging er mit einem großen Packen unter dem Arm in die „Arche“ hinüber. Er hatte den kleinen Lasse an der Hand, alle Augenblick bückte der Junge sich und nahm einen kleinen Stein auf, zog den Vater an das Bollwerk und plumpste den Stein ins Wasser. Pelle ließ sich mechanisch mitziehen und antwortete ins Blaue hinein. Er dachte an das kleine Heim der Kinder, das sich ihm einmal so gastfrei erschlossen hatte und das nun aufgelöst werden sollte. Vielleicht würde das Karls und Mariens Rettung: es lag eine Zukunft für sie draußen, frisch und mutig wie sie beide waren. Und Vater Lasse konnte zu ihm ziehen; es ging wohl, daß man sein Bett des Nachts in der Wohnstube aufschlug und es am Tage beiseite räumte; Ellen war nicht mehr so eigen. Aber Peter — was sollte aus dem werden? Das Heim war das einzige, das ihn noch hielt.

Als der kleine Lasse durch den Lonnengang in die Finsternis der „Arche“ hineinsah, wollte er nicht mit. „Pfui, pfui,“ sagte er und widersetzte sich energisch. Pelle mußte ihn auf dem Arm nehmen. „Lasse das nicht mag!“ sagte er und stemmte die Hände gegen die Schulter seines Vaters. „Lasse will runter!“

„Sol!“ sagte Pelle lachend, „mag Klein-Lasse die „Arche“ nicht leiden? Vater findet es hier famos!“

„Warum?“ fragte der Knabe schmöllend.

„Warum? —“ ja, dafür konnte Pelle nicht einmal eine Erklärung geben. „Wohl weil ich hier einmal gewohnt habe!“ erwiderte er.

„Und wo war Klein-Lasse da?“

„Damals sahest Du in Mutters Augen und lachtest Vater an.“

Da vergaß der Junge seine Angst vor der Dunkelheit und dem schweren Holzwerk. Er drückte seine rundliche Nase gegen die des Vaters und guckte ihm in die Augen, um zu sehen, ob in denen auch ein kleiner Junge sitze, und lachte, als er sich selbst darin erblickte. „Wer sitzt denn nun in Mutters Augen?“ fragte er.

„Nun sitzt eine kleine Schwester da und freut sich, mit Klein-Lasse zu spielen,“ sagte Pelle. „Aber jetzt mußt Du selber gehen, es schickt sich nicht für einen Mann, auf dem Arm zu sitzen!“

Die drei Geschwister warteten schon gespannt; Karl hüpfte und sprang in der Luft herum, als er das Paket sah.

„Wo ist Vater Lasse?“ fragte Pelle.

„Er ist für die Trödlerin mit dem Ziehwagen weggefahren, er sollte ein Sofa holen,“ erwiderte Marie. Sie hatte den kleinen Lasse auf den Schoß genommen und fraß ihn beinahe auf.

Karl zog die feinen Kleider an, sein frisches Gesicht leuchtete vor Freude. Die Hosen waren reichlich lang; aber es war ja gerade flott, mit aufgestreiften Hosen zu gehen. Darüber kam man also leicht hinweg.

„Jetzt siehst Du aus wie ein echter Tütendreher,“ sagte Pelle lachend.

Karl lief auf den Gang hinaus und kam gleich wieder hinein, mit klatschnasem Kopf, das Haar mitten über der Stirn geseitelt. „Ach, Du Narr, willst Du das wohl gleich nachlassen!“ fuhr ihn Marie an und fuhr ihm über den Kopf. Sie schlugen nacheinander.

In einer Ecke sah Peter in sich zurückgezogen und starrete vergrämt zum Fenster hinaus.

„Na, Peter, Kopf hoch!“ sagte Pelle und schlug ihn auf die Schulter, „sobald wir den großen Zusammenschluß erreicht haben, und die Sache richtig funktioniert, verschaffe ich Dir auch etwas. Du kannst vielleicht Vöte bei uns werden.“

Peter erwiderte nichts, sondern wandte den Kopf ab.

„So ist er immer, er ist so gnabig! Sei doch ein bißchen manierlich, Peter!“ sagte Marie tadelnd. Dann nahm er seine Mütze und ging.

„Nun geht er nach Norderbrücke hinaus, zu der Braut, und dann sehen wir ihn in den nächsten Tagen nicht wieder,“ sagte Marie und sah ihm nach. „Sie ist eine Fabrikarbeiterin, sie hat ein Kind von einem, der sie hat sitzen lassen!“

„Er hat schon eine Braut?“ sagte Pelle.

„Ja, was ist denn dabei? Er ist ja doch siebzehn Jahre alt. Aber es ist nur nichts an ihr.“

„Sie hat rote Haare! Und dann schleppt sie das eine Bein hinter sich her, als wolle sie die Pflastersteine mitnehmen,“ sagte Karl. „Sie könnte gut seine Mutter sein.“

„Ich finde, Ihr solltet ihn nicht necken,“ sagte Pelle ernsthaft.

„Das tun wir auch nicht!“ sagte Marie. „Aber er macht sich gar nichts daraus, wenn wir gut gegen ihn sind. Und er kann es nicht ausstehen, wenn wir vergnügt sind. Lasse sagt auch, es ist, als wenn er verherzt wäre.“

„Jetzt habe ich auch eine Stellung für Dich, Marie,“ sagte Pelle. „Bei Ellens alter Herrschaft in der Holbergstraße, da kriegst Du es gut. Aber Du mußt schon im Oktober antreten.“

„Das wird ja fein, dann gehen Karl und ich am selben Tag in Stellung.“ Sie klatschte in die Hände. „Aber Peter!“ rief sie plötzlich aus. „Wer soll dann für ihn sorgen? Nein, das kann ich nicht, Pelle!“

„Wir müssen sehen, daß wir ein gutes Logis für ihn finden. In Stellung sollst Du jetzt, es geht nicht, daß Du länger hier bleibst.“

Von dem Ende des langen Ganges drang ein wunderlicher Laut zu ihnen herein; es klang wie eine Mischung von Gesang geistlicher Lieder und Weinen. Der kleine Lasse stand unten an der Erde neben der geöffneten Tür und sagte: „S-s, singen, S-s!“

„Ja, das ist die Papparbeiterin und der große Züte,“ sagte Marie, „bei denen ist heute Beerdigung. Nun hat das kleine Wurm ausgelitten, Gott sei Dank!“

„Ist das was Neues?“ fragte Pelle.

„Nein, es sind Leute, die im Frühling eingezogen sind. Er hat hier nicht gewohnt, aber jeden Sonnabendabend kam er und ließ sich ihren Wochenlohn geben. „Du bist ja verrückt, daß Du ihm den Wochenlohn gibst, wenn er nicht mal bei Dir wohnt!“ sagten wir zu ihr. Denn er hätte lieber Prügel haben sollen als Geld. „Er ist ja doch der Vater des Kindes!“ antwortete sie dann und gab ihm das Geld doch. Und des Sonntags, wenn er es dann betrunken hatte, bereute er es; und dann kam er und prügelte sie, denn sie hätte es ihm ja nicht zu geben brauchen. Sie war ein furchtbares Schaf, denn sie hätte ja bloß ausgehen können, wenn er kam. Aber sie hat ihn lieb und macht sich nichts aus den paar Ohrfeigen, sie brachte das Kind dann hier nur solange unter. Essen für das Wurm hatte sie auch nie, und nun ist es ja tot.“

Die Tür da unten tat sich auf, und der große Züte kam mit einem kleinen Sarg unter dem Arm heraus. Er sang Gesangbuchverse mit lallender Stimme, während er da stand und wartete; drinnen im Seitenflügel hinter der Scheidewand äßte eine Knabenstimme den Gesang nach. Der Züte war rot und geschwollen im Gesicht vom Weinen, der Kaufmann der Nacht sah ihm noch schwer in den Weinen. Hinter ihm kam die Mutter, und nun gingen sie mit Grabeschritten den Gang entlang; ihr dünner, schwarzer Schal hing so trübselig um sie, sie hielt das Taschentuch vor den Mund und weinte still. Das leichenblaße Gesicht war im Grunde wie stockfleckig.

Pelle und der kleine Lasse mühten fort.

„Du hast jetzt immer solche Eile,“ sagte Marie unzufrieden. „Ich wollte uns eben Kaffee kochen.“

„Ja, ich habe heute noch viel zu tun. Sonst bliebe ich gerne noch ein wenig bei Dir!“

„Weißt Du, daß Du nachgerade schon berühmt bist?“ sagte Marie und sah ihn bewundernd an. „Die Leute reden beinahe eben so viel von Dir, wie von dem starken Klemmnermeister, sie sagen, Du hättest den größten Mann der Stadt umgestürzt.“

„Ja, sein Geschäft habe ich umgestürzt,“ erwiderte Pelle lachend. „Aber wo ist denn der Kaufmann geblieben?“

„Der ist wohl unten auf der Straße, um sich zu zeigen!“ Karl ging ganz richtig da unten umher und ließ sich von den Jungen und Mädchen bewundern, eine ganze Schar hatte sich

um ihn versammelt. „Du, dann kommen wir zu Dir in den Laden, wenn der Krämer nicht da ist, und dann spendierst Du was!“ hörte Belle einen von ihnen sagen.

„Fällt mir gar nicht ein. Wenn Ihr Euch untersteht, dann kriegt Ihr eine aus Maul!“ antwortete Karl. „Glaubt Ihr, daß ich Euch da herumlungern haben will?“

Oben am Ende der Straße schwanke der große Rütte dahin, den Sarg unter dem Arm, das Mädchen folgte ihm auf den Fersen, und sie hielten sich mitten auf dem Fahrwege, als bildeten sie einen Leichenzug. Es war ein trübseliger Anblick. Die graue, öde Straße glich einem Gefängnis.

Vor allen Kellerfenstern, ausgenommen vor dem der Brotsfrau, waren die Läden geschlossen. Oben an dem Eingang zu ihrem Laden stand eine Schar schmutziger Kinder und schmierte sich mit Mäschereien ein; alle Augenblicke schlüpfte eins von ihnen in den Keller hinab, um für einen Derr zu kaufen. Ein kleines, sonntäglich gekleidetes Mädchen, mit stramm geflochtenem Zopf, balancierte am Rinnstein entlang mit einer großen Tasse voll Sahne, und drüben in einem Torweg standen ein paar Burschen und übten irgendeinen Schelmenstreich aus.

„Wollen wir heute irgendwo hingehen?“ fragte Ellen, als Belle und der kleine Rasse nach Hause kamen. „Die gute Jahreszeit ist bald vorüber.“

„Ich muß zur Ausschußversammlung,“ erwiderte Belle zögernd. Sie tat ihm leid; sie sollte wieder ein Kind haben und ging so verlassen im Hause umher. Aber es war unmöglich, daß er daheim blieb.

„Wann glaubst Du, daß Du wiederkommst?“

„Das weiß ich nicht, Ellen. Es ist gern möglich, daß es den ganzen Tag währt.“

Dann schwieg sie und trug ihm Essen auf.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

26]

Von Leo Tolstoi.

„Sag ihm, daß ich treue Freundschaft zu halten weiß und ihn nie vergessen werde“, ließ ihm Chadschi-Murat durch den Dolmetscher antworten. Dann schwang er sich trotz seines lahmen Beines rasch und leicht in den hohen Sattel, befühlte nach alter Gewohnheit seine Pistole, schob den Säbel zurecht und ritt mit einem Schwung und Feuer davon, wie sie nur jenen Bewohnern der Berge eigen waren. Chanefi und Eldar hatten gleichfalls ihre Pferde bestiegen und trabten, nachdem sie sich verabschiedet hatten, hinter ihrem Murschid her.

Unter den Zurückbleibenden entspann sich ein Gespräch über den, der soeben davongeritten war.

„Ein ganzer Kerl ist er doch“, sagte einer der Offiziere — „wie ein Wolf schoß er auf Arslan-Chan los, ganz verwandelt war sein Gesicht.“

„Er wird uns schön anführen“, meinte Petrowskij — „ich halte ihn für einen großen Schelm.“

„Wollte Gott, daß es unter Euch Russen recht viele solcher Schelme gäbe“, mischte sich plötzlich Maria Dimitrijewna unwillig ins Gespräch. „Eine ganze Woche hat er hier bei uns gelebt, und niemand hat etwas anderes als nur Gutes von ihm erfahren. Ein umgänglicher, kluger, gerechter Mensch ist er.“

„Um — woher wissen Sie denn das?“ fragte Petrowskij.

„Ich weiß es eben.“

„Hast Dich wohl in ihn vergafft?“ sagte der Major, der eben ins Zimmer zurückgekehrt war. „Es scheint mir wirklich so!“

„Und wenn ich mich vergafft habe — was geht das jemanden an? Man soll einem guten Menschen nichts Böses nachsagen. Wenn er auch ein Tataw ist, so ist er darum doch ein guter Mensch.“

„Sehr richtig, Maria Dmitrijewna,“ sagte Butler. „Es ist brav von Ihnen, daß Sie für ihn so tapfer eingetreten sind.“

21.

Chadschi-Murat hatte in der Tschetschna seinen Zweck nicht erreicht. Er war nach Tiflis zurückgekehrt und fand sich nun jeden Tag beim Statthalter Woronzow ein. Nicht immer wurde er zur Audienz zugelassen, geschah es jedoch, dann beschwor er den Statthalter, doch so viel wie möglich von den gefangenen Bergbewohnern zu sammeln und gegen seine in Schamyls Gewalt befindliche Familie einzutauschen. Er sagte, er fühle sich gebunden, solange dies nicht geschehen sei, und könne, so sehr er dies auch wünsche, den Russen nicht eher bei der Vernichtung Schamyls helfen. Woronzow hielt ihn mit unbehaglichen Zusagen hin und sagte, er wolle tun, was in seinen Kräften liege, doch schob er die Sache immer wieder hinaus und meinte schließlich, eine endgültige Entscheidung könne er erst treffen, sobald General Argutinskij nach Tiflis ge-

kommen wäre, mit dem er die Angelegenheit unbedingt besprechen müsse. Da bat Chadschi-Murat den Statthalter, er möchte ihm gestatten, sich nach Rucha, einem kleinen Städtchen in Transkaukasien, zu begeben, von wo aus er die Unterhandlungen mit Schamyl wegen der Befreiung der Seinigen leichter führen könne. Außerdem sei in dem mohammedanischen Rucha eine Moschee vorhanden, in der er die ihm von seiner Religion vorgeschriebenen Gebete bequemer verrichten könne. Woronzow berichtete hierüber nach Petersburg und gestattete vorläufig Chadschi-Murat auf seine eigene Verantwortung, sich nach Rucha zu begeben.

Für Woronzow, für die Petersburger Behörden, für alle Russen überhaupt, soweit sie Chadschi-Murats Geschichte kannten, bedeutete diese ganze Angelegenheit eine glückliche Wendung im Kaukasusstreife oder einfach einen interessanten Zwischenfall. Für Chadschi-Murat dagegen gestaltete sie sich, zumal in der letzten Zeit, zu einer fürchterlichen Katastrophe in seinem Leben. Er war aus den Bergen geflohen, teils um sich selbst zu retten, teils aus Haß gegen Schamyl, an dem er sich mit Hilfe der Russen zu rächen hoffte. Welche Schwierigkeiten sich auch seiner Flucht entgegenstellten, sie war doch schließlich gelungen. Anfänglich freute er sich über diesen Erfolg und dachte allen Ernstes daran, im Verein mit den Russen Schamyl zu überfallen und zu vernichten. Bald aber stellte es sich heraus, daß die Befreiung seiner Familie, die sich weit schwieriger gestaltete, als er angenommen hatte, ihn bei der Ausführung seiner Pläne schwer behinderte. Schamyl hatte sich der Seinigen bemächtigt, hielt sie gefangen und drohte, sie in die Dörfer zu verteilen und seinen Sohn zu blenden oder zu töten. Wenn Chadschi-Murat sich jetzt nach Rucha begab, so geschah es vor allem in der Absicht, unter Beihilfe seiner Anhänger in Daghestan mit List oder mit Gewalt seine Familie dem Todfeind zu entreißen. Der letzte Bote, der bei ihm in Rucha gewesen, hatte ihm berichtet, daß die ihm ergebenden Awaren bereit seien, seine Familie zu entführen und mit ihr zugleich zu den Russen überzugehen, doch sei die Zahl derjenigen, die sich an der Ausführung dieses Planes beteiligen wollten, noch zu gering. Vor allem könnten sie sich nicht entschließen, die Frauen und Kinder Chadschi-Murats aus dem wohlbewachten Orte, an dem sie sich jetzt befänden, zu entführen, sie wollten es erst tun, wenn sie an einen anderen Ort übergeführt würden, und zwar gerade während der Ueberführung. Chadschi-Murat ließ seinerseits den Freunden sagen, er sehe für die Befreiung seiner Familie eine Belohnung von dreitausend Rubeln aus.

In Rucha hatte man Chadschi-Murat ein kleines Haus mit fünf Zimmern angewiesen, das in der Nähe der Moschee und des Palastes der Ehane lag. Er wohnte in diesem Hause mit dem ihm beigegebenen Offizier, einem Dolmetscher und seinen Muriden zusammen, zu denen sich noch Bata gefellt hatte. Die Erwartung der kommenden Dinge, die Verhandlung mit den Boten aus dem Gebirge und die ihm gestatteten Spazierritte in der Umgegend füllten Chadschi-Murats Zeit in diesen Wochen aus.

Als er am 8. April von einem Spazierritt heimkehrte, bemerkte er, daß in seiner Abwesenheit ein Beamter Woronzows aus Tiflis angekommen sei. So gespannt er auch war, zu erfahren, was für Nachrichten der Beamte ihm gebracht hatte, so konnte er doch nicht umhin, bevor er ihn sah, in seinem Zimmer das Mittagsgesebet zu verrichten. Dann erst begab er sich nach dem zugleich als Wohn- und Empfangszimmer dienenden Raume, in dem der Tifliser Beamte mit dem Kommissar ihn erwartete. Der Beamte, ein Staatsrat Kirillow, überbrachte Chadschi-Murat den Wunsch des Statthalters, er möchte sich am 12. des Monats zu einer Besprechung mit Argutinskij in Tiflis einfinden.

„Naffsi!“ sagte Chadschi-Murat unwirsch. Der Beamte Kirillow mißfiel ihm ganz entschieden. „Hast Du das Geld mitgebracht?“ fragte er ihn.

„Ich habe es mit,“ sagte Kirillow.

„Es ist jetzt für vierzehn Tage zu zahlen,“ sprach Chadschi-Murat, die Zahl 14 mit den Fingern andeutend. „Gib her!“

„Gleich sollst Du es haben,“ sagte der Beamte und holte einen Beutel aus seiner Reisetasche hervor. „Wozu brauchst er eigentlich Geld?“ meinte er auf russisch zu dem mitanwesenden Kommissar, in der Meinung, daß Chadschi-Murat ihn nicht verstehe. Chadschi-Murat aber verstand, was er sagte, und warf ihm einen grimmigen Blick zu. Kirillow suchte, während er das Geld aufzählte, ein Gespräch mit Chadschi-Murat anzuknüpfen, um nach seiner Rückkehr dem Statthalter recht viel Neues von ihm erzählen zu können. Er ließ ihn durch den Dolmetscher fragen, ob er sich in Rucha nicht langweile. Chadschi-Murat sah den dicken, kleinen Mann im Beamtenrock ohne Degen, verächtlich von der Seite an und gab keine Antwort. Der Dolmetscher wiederholte Kirillows Frage.

„Sag ihm, ich will nicht mit ihm sprechen, er soll nur das Geld bezahlen,“ sprach er und setzte sich an den Tisch, um das Geld nachzuzählen.

Chadschi-Murat erhielt fünf Goldstücke täglich, und Kirillow hatte ihm sieben Rollen zu je zehn Goldstücken hingelegt. Chadschi-Murat schüttete das aus den Rollen genommene Geld in den Urmel feinerer Tischleresla, erhob sich dann plötzlich, gab dem Beamten einen kräftigen Klaps auf die Schulter und wollte in sein Zimmer gehen. Der Staatsrat sprang auf und ließ ihn durch den Dolmetscher sagen, er dürfe sich solche Späße nicht herausnehmen, da er es mit jemandem zu tun habe, der den Rang eines Staats-

zats besitze. Der Kommissar beickte sich, dies zu bestatigen, doch Chadshi-Murat begnugte sich damit, mit dem Kopfe zu nickten, zum Zeichen, das ihm diese Tatsache wohl bekannt sei, und ging trotzdem hinaus.

„Was soll man mit ihm schon machen,“ sagte der Kommissar. „Ehe man sich's versteht, versteht er einem eins mit dem Dolche. Mit diesen Burschen ist nicht zu spaßen. Es scheint, das er schon ungeduldig wird.“

Als es dunkel wurde, kamen aus den Bergen zwei bis an die Augen in ihren Baschliks sedende Boten. Der Kommissar fuhrt sie in Chadshi-Murats Zimmer. Einer der Boten war ein wohlbeleibter, schwarzer Tawliner, der andere ein hagerer alter Mann. Die Nachrichten, die sie Chadshi-Murat brachten, waren nicht erfreulich. Die Freunde, die die Rettung seiner Familie hatten ins Werk setzen wollen, sandten ihm eine runde Absage — sie furchteteten sich vor Schamyl, der allen denjenigen, die es mit Chadshi-Murat hielten, die furchtbarsten Strafen androhte. Nachdem Chadshi-Murat den Bericht der Boten vernommen, stuhete er die Ellbogen auf die untergeschlagenen Beine, lieh den mit der Lammfellmuge bedeckten Kopf sinken und schwieg eine ganze Weile. Er sann und sann, um zu einem Entschlusse zu kommen. Er wuhlte, das ihm zum Ueberlegen keine Zeit mehr blieb, das er unbedingt jetzt eine Entscheidung treffen muhete. Er hob den Kopf empor, zog zwei Goldstucke heraus, gab jedem der Boten eins und sagte kurz: „Ihr konnt gehen.“

„Welche Antwort sollen wir uberbringen?“
„Die Antwort, die Gott gibt. Nun geht.“

Die Boten erhoben sich und gingen, Chadshi-Murat aber blieb, die Ellbogen auf die Knie gestuhkt, in Nachdenken versunken, sitzen.

„Was soll ich tun? Soll ich Schamyl Glauben schenken und zu ihm zuruckkehren?“ dachte Chadshi-Murat. „Er ist ein Fuchs, er wird mich betruigen. Und wenn er mich auch nicht betruigt, so kann ich mich doch diesem rothaarigen Betruiger nicht unterwerfen. Ich kann es darum nicht, weil er jetzt, nachdem ich bei den Russen gewesen bin, mir nicht mehr trauen wird.“

Ein tawlinisches Mardchen fiel ihm ein — von dem Falken, der gefangen gewesen war, bei den Menschen gelebt hatte und dann wieder in seine Berge zu den Falken zuruckkehrte. Wohl war er zuruckgekehrt — aber er hatte die Fesseln und die Schellen noch an den Fuhlen, die er in der Gefangenschaft getragen. Und die Falken wollten nichts von ihm wissen. „Flieg dahin zuruck, wo man Dir die silbernen Schellen angelegt hat, bei uns tragt man weder Schellen noch Fesseln.“ Der Falke aber wollte durchaus in der Heimat bleiben. Da fielen die anderen Falken uber ihn her und hakten so lange mit den Schnabeln auf ihn ein, bis er tot war.

„So werden sie auch mich tothaden,“ dachte Chadshi-Murat. „Soll ich nicht lieber hier bleiben, nicht lieber dem russischen Zaren helfen, den Kaufasus zu unterwerfen, und damit Ruhm, Ehrenstellen und Reichthum erwerben? Das ware kein ubles Ziel,“ jagte er sich, und die freundlichen Worte des Statthalters fielen ihm ein. „Doch dann heist es einen russchen Enischlusz fassen, sonst sind die Reinen verloren.“

Die ganze Nacht verbrachte Chadshi-Murat schlaflos und sann und sann.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Hamerling.

Das Volk, aus dessen Mitte ein Josef Haydn und ein Mozart, dies ewig strahlende Sonnengestirn am Musikhimmel aller Nationen und Zeiten, hervorging, konnte doch keinen Schiller und Goethe erzeugen; trotz der ebenso gunstigen oder ebenso ungunstigen gelagerten sozialen und politischen Verhaltnisse. Ja, es laht sich behaupten, das die Hinnegung zu Poesie und Musik bei den Oesterreichern sehr viel starker vorhanden ist als bei den niederdeutschen Stammen; doch hat diese mehr in die Breite gebende Eigenchaft zur Folge, das die dichterischen, aber auch die musisch-poetischen Begabungen weniger aus der Tiefe emporsteigen. Nur einen gab es, der Goethe nahelam: Grillparzer. Und dann noch einen, bei dem das volkliche Wesen am ursprunglichsten und reinsten zum Ausdruck gebracht wurde: Anzengrubner. Grillparzer, der direkt Nachfolger der ideal-klassischen Periode, und Anzengrubner, der grohste Volksdramatiker deutscher Zunge, bilden die beiden Pole, zwischen denen allerdings sich eine neue, obwohl epigonische Dichtung, ausbreitet. Eine grohe Anzahl hochst beachtenswerter Lyriker taucht da auf, die sich fast gleichmauhig stark uber Deutschbohmen und Niederosterreich verteilen.

Unter ihnen allen nimmt nun Robert Hamerling eine besondere Stellung ein. Wahrend die meisten der hervorragenden Talente durch eine politisch gestimmte Kampfschrift das osterreichische Burgerthum wachriefen zur Opposition gegen die Metternichsche Staatsraison, ist und will der weit jungere Hamerling nichts anderes sein, denn ein Poet der Schonheit. Ja, waren das die Lenau, Hartmann, Meyner, Bed, Porm und Anastasius Grün nicht auch? Zweifellos! Nur mit dem Unterschiede, das ihre Schonheitsideale vom Weisse der sie umrauschenden Gegenwart gefornt und durchtrankt waren; wahrend das Schonheitssehnen bei Hamerling doch nach Alt-Griechenland hinuberdrangte. In ihm vollzog sich gleichwohl ein

Prozess ganz anderer Art als bei dem Schwaben Hölberlin; denn er verliert niemals, wie dieser, den Heimatsboden und die geistliche Entwidlung aus dem Auge.

Robert Hamerling war das Kind proletarischer Eltern. Er wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde, einem niederösterreichischen Marktsiedel unweit den Städtchen Zwettl und Weitra, als Sohn armer Handweberleute geboren. Bald nach seiner Geburt verloren sie ihr bescheidenes Hänschen. Der Vater wanderte in die Fremde und wurde nach seiner Rückkehr Diener eines Grafen. Die Mutter zog mit dem Knaben zu ihrem in Groß-Schnau, einem vier Stunden von Kirchberg entfernten Pfarrdorfe, verheirateten Bruder. Hier besuchte Hamerling die Volksschule bis zum 10. Lebensjahre; dann verbrachte er vier Jahre als Sängerknabe und Schüler in dem geistlichen Stift Zwettl. Von da geht er zum Besuch des Schottengymnasiums nach Wien. Auf seiner Jugendzeit liegen düstere Schatten des Elends. „Mit einem Monatslohn von sieben Gulden — schreibt der gereifte Mann in den Stationen seiner Lebenspilgerschaft — hatte mein Vater als herrschaftlicher Diener wenig mehr für die Seinen zu tun vermocht, als daß er die bescheidene Wohnungsmiete für sie bestritt. Was meine Mutter mit Nahrung, ich mit Lektionen vom fünfzehnten Jahre an erwarb, war alles, worauf sich unser beider Haushalt gründete.“ Dann kam die Studentenzeit, ausgefüllt mit ernsthaften Studien und dichterischen Entwürfen; denn der Poet war bereits in dem siebenjährigen Knaben flügge geworden und seither ununterbrochen lebendig geblieben. Daß Hamerling auch dem Revolutionsjahre 1848 tributpflichtig wurde als Mitglied der akademischen „Legion“, war eine selbstverständliche Sache. Vom März bis Oktober tat er so gut wie einer seine Schuldigkeit und war bei einigen „grohen“ Momenten „dabei“ mit Wehr und Waffen, Kalabreier und Legionärsrod und einem schwarzrot-goldenen Bande um die Brust. Hernach allerdings, gesteht er launig, hatte er außer einer Portion ehrlicher Begeisterung nichts zu opfern. Der alte verrostete Zeughaus-Schießprügel war ihm während der Dienststunden auf der Unversitätswache gestohlen worden. Zu guter Letzt kam ihm auch noch der Säbel abhanden, den wahrscheinlich seine Mutter besittigt hatte. Doch suchte er der Freiheit mit seiner Feder zu dienen. Von einigen Sonetten abgesehen, veröffentlichte er in Bäuerles Oesterreichischem Kurier einen Artikel über „Die Aufgabe des Reichstags“, der bemerkenswerte soziale Gedanken enthält. Im übrigen hing Hamerling seinen dichterischen Träumen an. Auch mußte er notgedrungen auf eine Brotschale hinarbeiten. Nachdem er seine Studien zum Abschluß gebracht und bereits in Wien und Graz als Gymnasialhilfslehrer Verwendung gefunden hatte, war er zehn Jahre hindurch am Gymnasium in Triest tätig. Während dieser Zeit überfiel ihn ein schweres Unterleibsleiden, das seine Pensionierung erheischte und das ihn nun bis an seinen Tod, über dreißig Jahre lang, in eine qualvolle „Marrasengruft“ bannte. Es war ein tragisches Schicksal obgleich. Wie der Gekreuzigte hing der Kranke gleichsam auf offener Landstraße am Marterholz seines Leides. So bezeichnet er es selbst und fährt dann fort: „Längst erscheine ich mir wie einer, der mit den Nächten der Unterwelt einen Pakt geschlossen; es sollte mir vergönnt sein, über die mir ursprünglich bestimmte Frist hinaus auf der Erde zu verweilen, aber ich sollte nichts als schreiben dürfen — schreiben mit Mühe und Not — in allem übrigen sollte ich tot und begraben, das Leben und die Welt für mich verschlossen sein. Auch wie eine verwunschene Seele erscheine ich mir oft, die abgeschieden und in die Saiten einer Harfe oder Leier gebannt ist, und die nur mehr Klängen lahm.“ ... Hamerling starb am 13. Juli 1899 in Stiftinghaus bei Graz, wo er seit 1865 ununterbrochen gewohnt hatte. Doch sein Name und seines Dichterlebens Wert und Wollen ward nie vergessen.

Wäre dem anders, so würde der bekannte Verlag Hesse u. Weller in Leipzig nicht schon jetzt mit einer von Michael Maria Raben-Lechner besorgten Gesamtausgabe der Hamerling'schen Schöpfungen hervorgetreten sein, anstatt noch bis zu ihrer gesetzlichen Freigabe (1920) zu warten. Diese Ausgabe, die auch zugleich auf Vollständigkeit Anspruch erheben kann, umfaßt 16 Bände in vier starken Leinwandbänden, und wird dem Publikum zu einem sehr billigen Preise (10 M.) dargeboten.

Jetzt läht sich sowohl die Fülle seiner Leistungen als auch die Flug- und Gestaltungskraft seines durch und durch poetisch-philosophischen Geistes erkennen. Nicht minder die Reinheit seines Charakters, das titanische Ringen des Zweifelsmenschen, der voller Jubrust allem Gutem, insonderheit allem Schönen hingegeben, nach harmonischer Vollendung strebt. Beides: das glühende Sehnen nach Schönheit und alles Menschentum innig umklammernder Liebe machte sein ureigenstes Wesen aus. Er durfte mit Recht von sich sagen, das — wie viele ihn auch an poetischem Talent übertreffen haben möchten — nur wenigen in gleicher Art wie ihm „der Skult des Schönen, Wahren und Rechten lebenslang ein ernstes, mit der innersten Natur verknüpftes Priestertum gewesen“ ist. Das kann leicht aus allen seinen dichterischen Äußerungen bis zurück in die zartesten Kindheitstage nachgewiesen werden. Ich möchte da zuvörderst auf ein Merkmal, das allen Beurteilern Hamerlings völlig entgangen ist, gerade um seiner Wichtigkeit willen, die es mir zu haben scheint, hindeuten.

Es wurde schon gesagt, das der Knabe und Jüngling durch eine harte Schule der Not und Entbehrung gehen mußte. Ist es nun nicht auffällig, das an keinem seiner Gedichte die geringsten Schlacken graufiger Rückerinnerungen hängen geblieben sind? Nirgends eine

Klage, nirgends ein Aufschrei ob des eigenen wie fremden sozialen Glanzes — wie wohl er's doch ringsum sah bei den Landarbeitern, Glasbläsern und Glaschleifern, Bedienten usw., als er noch ein Dorfschüler mit anderen Proletariatskindern war. Aber das Feuer in den Schmelzöfen der Glashütte Georgenthal ließ maßgebende Eindrücke in ihm zurück: „Auf meine Phantasie wirkten diese wie Höllenraden im weiten dämmerigen Raum der Hütte Indernden funtensprühenden Glutöfen; ich sah das feurig-flüssige Glaselement in seinen brodelnden Hegenkesseln; ich sah, wie die emsig kaffenden Gefellen Teile der zähen Glutmasse an der Spitze langer, dünner Röhre geballt hin und her trugen und funkelnde Kreise im Halbdunkel damit beschrieb; ich sah, wie sie durch Einblasen des Atems in das Rohr die Masse zur hohlen länglichen Blase erweiterten, und wie die geschmeidigen Blasen dann mit wenigen Handgriffen zu Gläsern, Bechern, Flaschen usw. gestekt, gedrückt, gekrümmt und geschnitten wurden...“ Dort erschloß sich ihm als ein Neues, Fremdes, aber auch die ernste Schönheit des Böhmerlandes mit seinen ungeheueren, schier endlosen Wäldern, großen fischreichen Gewässern usw. Immer und überall tut sich seinem Gemüte die überwältigende Schönheit der Natur auf.

Und aller dieser Schönheit singt er seine ersten wie seine letzten Lieder. Es ist nur natürlich, daß seine Sehnucht nach ihr wächst, ihn selber dauernd gefangen nimmt, je machtvoller seine Phantasie beflügelt wird. Unerstättlich war dieser Durst, der Zeiten und Völker überflog, um schließlich in Hellas zu landen und vom Olymp den Glanz ewiger Verkörperung in herrlichen Dichtungen auf die deutsche Heimat zurückzutragen. Daß ein so gearteter Poet ein griechengrämmiger Realist gewesen sein sollte, wie oft von mancher Seite gesagt worden ist, wer möchte es noch glauben, wenn er in Hamerlings Dichtungen sich verkennt? Nur weil er auch beim Gräßlichen, Häßlichen, es maiend, verweilen mußte? Denn er ist trotz alles Idealistischen, weit von Erden sinkenden Geistesfluges doch auch immer ein realistischer Beobachter und Gestalter geblieben. Er meistert, so darf man ruhig behaupten, das Welt- und Menschenleben in allen seinen noch so widerspruchsvollen Erscheinungen einzig durch den reinen Adel seiner Gedanken, seiner poetischen Sprache und Formen. „Weder in Prosa noch in Versen“ hat Hamerling laut eigenem Geständnis „jemals etwas Unbedeutendes, Flüchtiges, leichtfertig Hingeworfenes geschrieben. Das Umgt unbedeuten, setzt er hinzu; aber ich war lange so bescheiden als möglich. Bescheidenheit ziemt der Jugend, ich bin nun älter geworden, und dem Alter steht vielleicht ein bißchen Selbstgefühl nicht übel an.“

Natürlich ist auch Hamerling nicht vor ungerechter, ja böswilliger Beurteilung bewahrt geblieben. Am wenigsten wollte man Hamerling als Lyriker gelten lassen. Gewiß, gar oft mag die philosophische Reflexion und Mittelbarkeit seiner naturbildnerischen Exkursionen als etwas Störendes empfunden werden — der unmaßstäbliche Zauber seiner Verssprache reißt doch unwiderstehlich mit. Es ist Glut, die schließlich die dickste Herzrinde durchschmilzt. Köstliche Lieder finden wir da wie hingehauert in zartesten Farben und Tönen. Unsicher lassen sich ein paar Duzend Gedichte nebeneinanderstellen, die dem Hort der höchsten lyrischen Weltliteratur einverleibt zu werden berechtigt sind und um dero willen Hamerling schon allein als einer der tiefsten deutschen Lyriker nächst Goethe und Heine zu nennen ist.

Von seinen dramatischen Schöpfungen kommt ernstlich nur seine Revolutionstragödie „Danton und Robespierre“ in Betracht. Eigentlicher Träger der Handlung ist jedoch Robespierre, der aufgefaßt wird als schwärmerischer Kämpfer für das Glück der ganzen Menschheit im Geiste Jean Jacques Rousseaus und hieran zugrunde geht. An der mächtigen Wirkung des Dramas von der Bühne herab kann schwerlich gezweifelt werden; seine Aufführung würde aber zwei Abende füllen, da es Kürzungen nicht verträgt. Mit dem zweiaktigen Scharzspiel „Teufel“ wählte Hamerling „eine nationalpolitische Komödie aristophanischen Stils in größerem Maßstabe und von umfassender Bedeutung“ geschaffen zu haben. Allein solches ist ihm nicht gelungen. Ganz verfehlt ist das Lustspiel „Lord Luzifer“, vom Bühnentechnischen Standpunkte aus betrachtet; sein Wert als geistgefättigte Gesellschaftsatire bleibt hingegen unbestritten. Sehr bekannt geworden ist das in der Mitte zwischen Oratorium und Drama liegende Gedicht „Die sieben Todsünden“. Es wurde für den Komponisten Adalbert von Goldschmidt geschrieben und ging in dieser Vertonung mit rauschendem Erfolg über zahlreiche Bühnen Europas.

Der Periode dramatischer Betätigung war indes die epische vorangegangen. Mit der „Venus im Exil“, dem hohen Lieber der Sehnucht nach Schönheit und Liebe setzt sie ein. Zwei Jahre später ließ Hamerling sein herrliches „Schwanenlied der Romantik“ folgen. Hatte er in ihm den Maßstab seiner antimaterialistischen Ideale an seine Mitzeit gelegt, so legt er in seinem nächsten Werke: „Germanenzug“ diesen Maßstab an sein Volk, dessen hohe Mission als Kulturträger für die Welt hinreichend poetisch verherrlicht wird. Diese im Gewande der Skazone gehaltene Dichtung, die 36 Strophen zu je 13 Verszeilen enthält, entstand innerhalb elf Tagen und stellt eigentlich Hamerlings erstes Epos vor. Immer entschiedener hat der Dichter sich der Gegenwart genähert, allerdings zugleich ebenso entschieden den Materialismus dieser Zeit bekämpfend; denn Hamerling ist und bleibt nach einem treffenden Ausspruch Laurens Müllners „ein Dichter der Sehnucht nach Erneuerung des Zeit-Lebens im Sinne eines ästhetischen Idealismus...“ Er sucht

meist in der Vergangenheit nach sinnbildlichen Vorgängen für das gedroehene Bewußtsein der Gegenwartsmenschen und erhofft Rettung und Heil von der begeisterten Hingabe an idealistische Abstraktionen.

Als bedeutame Präludien schweben die vorgenannten drei von philosophischem Geist erfüllten Dichtungen seinem „Abasver in Rom“ und „König von Sion“ voraus. Es ist nicht schlechtweg die Sage vom ewigen Juden, die zum erstenmal von Chr. D. Fr. Schubart, dann im neunzehnten Jahrhundert von Eugen Sue, Julius Mosler, Stephan Heller u. a. episch behandelt wurde. Hamerling faßt die Todessehnsucht im höheren Sinne als ein Streben nach einem Zustande der Ruhe, der völligen Bewußtlosigkeit, den die Menschheit nicht wie das Individuum im Tode finden kann; denn unsterblich ist nach Hamerling nur die Gattung, nicht das Individuum. In „Abasver“ wird die Menschheit symbolisiert. Abasver und Rain sind eins. Hamerlings Gedanke ist so neu — gegen die seiner dichterischen Vorläufer gehalten — als genial. Wenn nun Hamerling hier das ersonische Zeitalter, also eine Epoche des Verfalls von Rom im engeren, der Menschheit im weiteren Sinne auf seiner tiefsten Stufe schildert, so stellt er im „König von Sion“ der untergehenden Heidenheit die junge, reformatorischer Bestrebungen volle, lebensstarke Christuslehre, oder mit anderen Worten: dem „selbstvernichtenden Egoismus“ die „siegende Entfesselung“ gegenüber. Der Wiedertäuferfürst Johann von Leyden als Mittelpunktsperson dieser Dichtung hat jedoch mit dem geschichtlichen Heiden nur äußerliche Berührung; er ist eher Hamerling selbst: „In Jan von Leyden habe ich mein Herz gelegt.“ Rein künstlerisch betrachtet sind beide Epen dichterische Großtaten, sowohl in kompositorischer als gedanklicher und sprachlicher Hinsicht.

Wahre Triumphe seiner Schönheitsideale feiert Hamerling in seinem dreibändigen Prosaepos „Apsasia“. In dieser griechischen Frauengestalt „mit ihrer Kohorte von Felden, Weisen, Dichtern und Künstlern“ erblickte der Dichter die Repräsentantin des hellenischen Geistes. Alles ringsum verfällt; „sie allein bleibt unverändert, sie allein lebt dem Schönen“. Es ist Hamerlings Glaube, daß Griechenland verfiel, seitdem man dem Guten anhing und dem Schönen abtrünnig ward. Im Kampfe mit der alles zwingenden Realität des Lebens wird der Glaube der Menschheit an höhere Ideale des Schönen immer scheitern müssen. Nichtsdestoweniger predigt Hamerling den Idealismus als Besieger alles Bösen und Niedrigen. Und er ist mit Schiller dieser Priester größter einer!

Mit dem satirischen Epos „Homunkulus“ beschließt er seine Boerenlaufbahn. Es ist ein klassisches Meisterwerk; es ist die klarste, entschiedenste Offenbarung seiner Weltanschauung und die schärfste Kriegserklärung des Idealismus gegen den Materialismus, des Optimismus gegen den Pessimismus, dem hier in grotesk-satirischer Weise die Heuchlernmaske vom Gesicht gerissen wird. Zu seiner Zeit mehr als heute, in der Hochstuf des kapitalistischen Klassenstaats, gewinnt dies Epos an Aktualitätsinteresse. Unfre Gegenwart hat im Homunkel ihr getreuestes Spiegelbild. Hamerling, der Dichter und Satiriker bleibt uns gegenwärtig.

Ernst Krewski.

Kleines feuilleton.

Gauzwirtschaft.

Ruheuter — ein billiges Fleischgericht. Wer einen Versuch mit der Vereitung von Ruheuter wagen will, der mache es ja nicht wie jener Genosse, der nach der Lektüre unserer Rezepte für Ainderherz (in Nr. 220 des vorigen Jahrgangs) hinging und für sich und seine Frau ein ganzes Ochsenherz beim Schlächter bestellte. Ein solches Herz wiegt beiäufig 5—6 Pfund, und es ist nicht jedermanns Sache, eine ganze Woche lang Tag für Tag Ochsenherz zu essen. Ein Ruheuter aber würde noch weit ausgiebiger sein. Doch ebenso wie Herz, Leber u. a. verkauft der Fleischer auch Ruheuter im Ausschnitt und zwar zum Durchschnittspreise von 40 Pf. pro Pfund. Stammt es von einer jungen Kuh und wird es richtig bereitet, so ist es durchaus wohlschmeckend. In manchen kleinen Kneipen pflegen die Wirte wundermild dem Gast nicht selten gebratenes Ruheuter als Wiener Schnitzel zu servieren, und selbst in der besseren Restaurantküche spielt es im Frikassee von Huhn oft eine bedeutende Rolle. Die Schlächter arbeiten es mit Vorliebe in die Leberwurst hinein, die bekanntlich ihren Namen daher hat, daß sie keine Leber enthält.

Das Ruheuter darf nicht zu fett sein. Eine Kochdauer von 4—5 Stunden ist nötig, um das Fleisch weich zu bekommen. Man wäscht es gut ab und kocht es in gesalzenem Wasser mit Suppenwürzeln, Zwiebel, einigen Pfeffer- und Gewürzkörnern sowie einem Stückchen Lorbeerblatt weich. Dann schneidet man es in Scheiben, paniert es mit Ei und geriebener Semmel und brät es in Fett zu schöner Farbe. Man reicht es als Beilage zu Schoten und Mohrrüben oder zu Blumenkohl, auch zu Kartoffelsalat und dergleichen, oder man richtet es in einer säuerlichen Sauce an, zu der man die Brühe nach Bedarf verwendet. Dazu passen Salzkartoffeln. Uebrig bleibende Brühe läßt sich zu Graupensuppen u. dergl. benutzen.

m. kt.